



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Von dem Ursprung und den Absichten des Uebels

Villaume, Peter

Frankfurt und Leipzig, 1786

V. Kapitel. Uebel in der Gesellschaft

[urn:nbn:de:hbz:466:1-49712](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-49712)

V. Kapitel.

Die Gesellschaft erzeugt eine Menge Uebel.

Die Gesellschaft ist gewiß eine von den vortreflichsten Einrichtungen; sie ist der Grund und das Mittel unsrer Entwicklung, der Ausbildung unsrer Seelenkräfte, die Quelle unsrer seligsten Gefühle, unsrer Ruhe und unsers Reichthums. Man vergleiche unsern Zustand mit dem der Feuerländer oder Kanibalen, die doch schon eine Gesellschaft unter sich machen; und man wird sehn können, was wir der Gesellschaft zu verdanken haben.

Sie unterwirft uns aber eine Menge von Bedürfnissen, die der Mensch in der Einsamkeit nicht haben würde. Weichlichkeit, Lekkerhaftigkeit und Pracht sind ihre nächsten Folgen.

Sobald viele Menschen gemeinschaftlich arbeiten, haben sie Muße und Ueberfluß. Diese erzeugen Künste, die mehr Bequemlichkeit verschaffen. Diese Bequemlichkeit gefällt; wir gewöhnen uns dazu; daraus entsteht Geschmak, Wollust, Begierde. Ein jeder sieht den bessern

Wohlstand der Andern, und wünscht ihn für sich. Man sucht jeden Reichen zur Mittheilung zu bewegen, schmeichelt ihm, erweist ihm Ergebenheit; daher das Gefühl von Ehre, von Vorzügen, und der Stolz des Reichthums. Alle wünschen geehrt zu seyn, bestreben sich also, eben so reich zu werden, oder wenigstens zu scheinen. Man sieht auf äußern Glanz mehr, als auf Wirklichkeit, weil jener mehr ins Auge fällt, und leichter zu erhalten ist. Dieß ist die Geburt der Pracht und Eitelkeit. Nun man auf die Spur gekommen ist, wird alles glänzend, der Geschmak thut große Schritte. Die Nutzbarkeit ist nunmehr unzulänglich; eine gewisse Eleganz muß ihr den Werth geben. Bald wird die Eleganz die Nutzbarkeit verdrängen, oder wenigstens auf die zwote Stufe herunter drücken. Ich bitte den Leser, mit mir zu betrachten, was wir da schon für Uebel haben.

Erstlich Bequemlichkeit und Weichlichkeit. Diese erschaffen den Körper, schwächen die Gesundheit, vermindern die Kräfte, machen uns zu Sklaven vieler überflüssigen Bedürfnisse, und gegen unangenehme Eindrücke zu empfindlich. Die Empfindlichkeit macht uns furchtsam; diese und die Schwäche erschweren uns jede Pflicht, jede Tugend, die mit Mühe, Anstrengung,
Unan-

Unannehmlichkeit, Widerstand, Gefahr verbunden ist. Dadurch unterbleibt manche edle Handlung; man will nur immer leicht und sicher gehn; und bald lernt man sich von Aufopferung und Beschwerden loszusprechen; man schränkt sich auf sein Ich ein; dann ist alles gut, wenns uns nur gut geht; und alles verworren, die Fürsorge wird zweifelhaft, die Menschen sind verderbt, ungerecht, grausam, sobald es uns fehlt. Aus dieser Quelle fließen alle Fehler und Laster, die sich auf Besitz und Wohlfeyn beziehen, als Habsucht, Ungerechtigkeit, Uebervorthellung, Hinterlist, Untreue, Verrätherei, Wollust, Trägheit, u. dergl.

In diesem Zustande der Weichlichkeit und der Entnervung, in welchen uns die Gesellschaft mit ihrem Reichthume, ihrer Sicherheit, ihren Einrichtungen, versetzt; erheben sich gemeinlich unsre Seelen. Weit gefehlt, daß die rohen Völker unsre Empfindungen, unsre Begierden, unsre Betriebsamkeit, unsre Lebhaftigkeit erreichen. Sie thun außerordentliche Thaten, ohne Erhebung der Seele, sie erschrecken uns mit ihrer Kraft zu dulden, mit ihrer Gemüthsruhe, ohne ein Gefühl davon zu haben; kaum sind sie moralische Wesen. Alles ist bei ihnen mechanisch. Sie tragen die Schmerzen ohngefehr so, wie

der Elephant eine ungeheure Last; ihre Thaten
 sind, wie die Thaten des Löwen. Der Grön-
 länder läuft, geht durch den tiefen Schnee,
 trotzet dem starrenden Froste und den Abgrün-
 den, wie sein Rennthier. Wir — wir thun,
 mit Würde und Erhebung der Seele, kleine
 Thaten, weil wir, bei unsrer Schwachheit, Muth,
 Geduld, Anstrengung zu den geringsten Verrich-
 tungen brauchen. Der Canadenser unternimmt
 ohne Borrath, eine Reise von zwei oder drei-
 hundert Meilen; des Tags läuft er, wie ein
 Hirsch; die Nacht legt er sich auf die bloße Erde.
 Dazu braucht er keinen Muth, weil er da keine
 Beschwerde empfindet. Unsrer Männer vom ge-
 sitteten Stande brauchen schon Muth und Ent-
 schließung, um in einer wohlausgepolsterten und
 mit allen Bequemlichkeiten versehenen Carosse,
 einige dreißig Meilen zu machen; weil ihnen die
 Reise beschwerlich wird. Wer es wagt, ein
 Paar Meilen zu gehn, gilt schon für einen
 außerordentlichen Mann, fast für einen Helden.
 Der Wilde ist in einem Zustande des vollkomm-
 nen Verhältnisses aller seiner Kräfte; er kennt
 und denkt und wünscht nicht mehr, als er mit
 seinen Kräften erreichen kann; und kann also
 alles thun, was er will. Bei uns aber sind
 die Seelenkräfte weit über die Sphäre unsrer
 ausübenden Kräfte hinweg; und ohnerachtet
 aller

aller Kräfte der Künste und der Natur, die wir uns zu unterwerfen gewußt haben, sind wir nicht im Stande, die Hälfte unsrer Begierden zu befriedigen; die Hälfte unsrer Unternehmen auszuführen, und unsrer Plane zu realisiren. Dieses Misverhältniß unsrer Kräfte zu unsern Begierden, ist die Quelle aller unsrer Noth.

Umsonst fassen wir weise, muthige Entschlüsse; und es ist gewiß, daß wir oft dergleichen fassen. Unstre Schwachheit, die Berwöhnung, die Weichlichkeit, der eingeführte Gebrauch, die Urtheile der Menschen, die Vorurtheile des großen Haufens, sind eine Last, die uns drückt und beständig niederhält. Wenn es uns zuweilen durch vieles Streben und Gewalt gelingt, uns auf einen Augenblick loszumachen und zu heben, so fallen wir den Augenblick darauf wieder zurück.

Zweitens haben wir Ehrsucht mit ihrem ganzen Gefolge, Verachtung, Unterdrückung, Eitelkeit, Rangsucht. Der Schein gewinnt die Oberhand. Die Verstellung beschönigt erst den äußern Zustand, hernach die Personen, die Gesinnungen, die Empfindungen. Gradheit, Aufrichtigkeit, Rechtschaffenheit gehn verloren.

Es folgt aus allem diesen, drückende Arbeit; weil der Mensch mehr verzehrt, mehr ha-

ben will, als das Bedürfnis; weil der Arme, oder minder Listige, für den Reichen mit arbeiten muß; welcher zehnmal mehr an sich reißt, als der arbeitende Theil genießt. Der Werth des Reichthums macht, daß man mit ihm alles bewerkstelligen und erwerben kann. Die Erfindungen der Künste sind alle zum Vortheil des Reichen, und zum Nachtheil des Armen; weil der Reiche allein den kostbaren Unterricht bezahlen kann, wodurch der Verstand gebildet und zu Erfindungen fähig gemacht wird; weil er allein die Erfindungen der Andern zu lohnen, und ins Werk zu richten vermögend ist. Dadurch kommt vollends aller Reichthum in seine Hände, und der Arme verliert das wenige, was er hat. Was thut jede Arbeitsmaschine anders, als daß sie dem Armen Arbeit und Brod nimmt, um es dem Reichen zu geben. Alles steht letzterem zu Dienste, Arm und Kopf der Menschen, ihre Glieder und ihr Blut, Unschuld und Tugend, und alle Kräfte der Natur; weil er bezahlen kann.

Der Reiche besitzt, mißbraucht und verschwendet; der Arme beneidet ihn, und sucht ihm ähnlich zu werden, oder wenigstens zu scheinen. Die Pracht wird herrschende Mode und Bedürfnis; es ist Sonderbarkeit, fast Schande, simpel

simpel zu leben. Die mehresten treiben den Aufwand über ihre Kräfte. Da entstehn Schulden, Bucher, Banquerut, Strafe, Elend.

Sobald der äußere Glanz dem innern Werth vorgezogen wird, fällt die Achtung auf diejenigen, die durch Pracht, Bildung, Politur der Sitten, angenehm in die Augen fallen; d. h. auf Reiche, und hauptsächlich auf Müßiggänger. Denn diese, die weiter nichts zu thun haben, können sich von der gefälligen Seite am mehresten ausbilden. Die Verachtung fällt auf das Volk; auf Ackerleute, Handwerker, Geschäftsmänner, d. h. auf den unentbehrlichen Theil der Gesellschaft, auf die Stützen des gemeinen Wesens.

Das sind die Grundübel, die gleich und nothwendig aus jeder Einrichtung einer polizierten Gesellschaft entspringen. Da haben wir schon eine Menge Laster und Elend.

Gesetze sind nothwendig. Sie erhalten die Gesellschaft, ihre Ruh, das Wohlsenn des Staates und dessen Glieder. Ohne sie ist kein Gemeinwesen denkbar. Der Despotismus selbst hat seine Gesetze.

Ein Gesetz ist eine allgemeine Bestimmung einer Gattung von Handlungen. Es hat zwar jedes

jedes seine besondern Bestimmungen und Ausnahmen; allein jede individuelle Handlung hat ihren auszeichnenden Charakter. Die Rechtsgelehrten sagen, daß: Wenn zwei dasselbe thun, so ist's nicht dasselbe. *) Auf diese individuelle Verschiedenheit kann das Gesetz nicht sehn, und wird dadurch oft und nothwendig, ungerecht.

Es ist wol unmöglich, ein Gesetz zu geben, das in keinem Fall hart, in allen aber gerecht und billig wäre; so daß keiner, mit Grund, darwider klagen könnte.

Die Gesellschaft verdirbt den Menschen nothwendig vom Grund aus, denn sie widerspricht allen seinen Grundtrieben, und schränkt alle seine Kräfte ein. Der Grundtrieb des Menschen ist Selbstliebe, Begierde nach Genuß, welcher nothwendig von allen Seiten zurückgehalten und gedrückt wird. Jeder Nachbar schränkt mich, und meine Wünsche und Begierden ein; jeder steht mit allen angränzenden in Kollision. Keiner kann haben, was er wünscht, und thun, was er will; alles ist, freilich zum allgemeinem Wohl, bestimmt und abgemessen; es kann nicht anders seyn; aber es ist doch immer jedem beschwerlich. Keiner kann sich Luft machen, ohne

*) Duo cum faciunt idem, non est idem,

ohne den andern zu drängen; das ist richtig. Daher eine beständige Reibung, ein immerwährendes Zusammenstoßen. Der Staat erfordert Dienste, die Jedem zur Last fallen, und wovon der Nutzen nur der Einsicht, der Klugheit sichtbar wird. Der wahre Dämon, der den Menschen verführt, ist — die Gesellschaft.

Reichthum und Armuth erzeugen Abhänglichkeit und Unterdrückung; unerträglichen Stolz und Niederträchtigkeit.

Das Eigenthum, ohne welches die Gesellschaft nicht bestehen kann, gibt zu Privatstreitigkeiten und Zänkereien, und zum Kriege Anlaß. Ohne die Gesellschaft möchten wol dann und wann Streitigkeiten und Gewaltthätigkeiten statt finden, sie würden aber selten seyn, weil die Menschen selten einander begegnen würden. Ueberdieß würden diese Gewaltthätigkeiten, physisch und moralisch betrachtet, von weit geringerer Erheblichkeit als jetzt seyn. Im moralischen nemlich, weil der Mensch bei dem Mangel der Ausbildung gar nicht moralisch, sondern ganz thierisch seyn würde. Im physischen aber, weil bei einem festeren Körperbau, bei minderer Empfindlichkeit, beim Mangel an Vorsicht, an Nebenbegriffen, an allem, was bei dem moralischen Menschen das Uebel so sehr erhöht, —

jede

jede Gewaltthätigkeit einen geringen Eindrit auf den Leidenden machen würde. Ich darf wol nicht darthun, daß diese öffentliche und Privatwisse ein sehr großes Uebel sind.

Wo eine Gesellschaft ist, muß Obrigkeit seyn. Und wie leicht läßt sich diese, durch ihre Macht, zu Ungerechtigkeiten, zu Bedrückungen verleiten? Sie verwaltet die Schätze des Staates; und was gehört für standhafte Redlichkeit dazu, um seine Hände unbesiegt zu erhalten! Die Gelegenheit facht die Begierde an. Die Leichtigkeit, immer mehr zu haben, erzeugt Verschwendung; das Volk muß die Nahrung, zu dem Stolz, der Ueppigkeit seiner Vorgesetzten hergeben, und sich selbst das Nothdürftige entziehen, um den unersättlichen Golddurst, die unmäßige Wolust, zu sättigen und immer mehr anzufachen. Es schmiedet selbst seine Fesseln, und macht sie immer schwerer.

Das Wohl des Staates erfordert, daß die Obern geehrt werden. Diese Verehrung erfüllt sie leicht mit Stolz, und mit Verachtung gegen das Volk, dessen Diener sie sind, und sie nennen sich bald seine Herren. Das Volk wird neidisch, oder niederträchtig.

Die

Die Gesetzgebung und die Handhabung der Gesetze, die Strafen, das Vermögen, die Freiheit, die Person, das Leben der Unterthanen sind in den Händen der Obrigkeit; und es muß so seyn. Die Republik, die Demokratie hat hierin nichts voraus. Wie leicht ist's nun aber nicht, solche Macht zu Privatabsichten und Rache zu misbrauchen? Alle Begierden, Geiz, Wollust, Ehrbegierde, Haß, bedienen sich der Macht.

Die Obrigkeiten haben Anhang; eine Frau, Zuhlerinnen, Kinder, Verwandte, Lieblinge, Schmeichler, Diener ihrer Wollüste und Begierden. Diese alle nehmen an der Macht Theil, und alle auf Kosten des Volks. Alle sind durch ihre Hoheit verdorben, oder sind zur Gunst nur deswegen gelanget, weil sie verdorben waren. Dieser Anhang hat seinen Anhang auch.

Ich will nicht weiter gehn.

Man nehme aber die beste Obrigkeit, die selbst regiert, und sich von keinem regieren läßt; die keine Familie hat, oder keine kennt; bei der die Großen keinen Vorzug haben; die den Lüsten entsagt, von Zuhlerinnen und Lieblingen nichts weiß, und die höchstens, weil sie doch Menschengefühle hat, die Liebe, die sie nicht ganz

zu entsagen vermag, auf einen Unbedeutenden fallen läßt, der keinen Schaden thun kann — Diese Obrigkeit, die vollkommenste unter allen, kann doch nicht alles selbst thun; sie muß einen Theil ihrer Macht, die ganze Ausführung ihrer weisen und wohlthätigen Absichten einer Menge von großen und kleinen Dienern anvertrauen, welche ihre Weisheit nicht einsehn, nicht dieselben wohlthätigen Absichten haben; die, weil sie Menschen, und öfters schlechte Menschen sind, jeder in seinem Wirkungskreise, ihren Leidenschaften Gehör geben. Und wenn sie auch nur die Absichten der Obrigkeit schlecht verstehn, und daher nur halb, unrecht ausführen — Es kommt ja bei den besten Gesetzen immer auf die Ausführung an.

Es geht also der Gesellschaft, wie der Sonne. Gene bildet den Menschen, und verdorbt ihn; diese reißt die Frucht, und fault sie; bringt die Säfte in der Natur in wohlthätige Bewegung, und in schädliche Gährung; erzeugt Pflanzen und Früchte, und Seuchen; bringt Leben, und Tod. *)

VI. Kap.

*) „Freisenn heißt, nur von den Gesetzen abhängen.
„Deswegen liebt der Engländer die Gesetze, wie
„sein Vater seine Kinder liebt; weil er der Urheber
„ihres Daseyns ist, oder doch wenigstens zu seyn
„glaubt.“